

Text: Das allein wäre schon eine Erklärung für die unzähligen Abweichungen von Godis Text, der nur zwei Hss. kannte, doch lassen die von St. gebrachten Abbildungen der ersten Seiten aller fünf Hss. erkennen, daß Godi nicht einmal die zwei Hss. fehlerfrei lesen konnte, die ihm zugänglich waren. Es ist zu erwarten, daß Godis Ausgabe nunmehr der wohlverdienten Vergessenheit anheimfällt; zitierfähig ist sie ohnehin nicht, da sie einige Verse ausläßt. Stohlmann bringt eine ausführliche Einleitung in das kurze Epos, wobei er Wortschatz, Verskunst und Stil des Verfassers untersucht und überzeugend den Nachweis erbringt, daß das Gedicht um 1150 entstanden sein dürfte. Der sorgfältige kritische Apparat und die zahlreichen Nachweise der Zitate und Anklänge auch aus der übrigen Troja-Dichtung sind übersichtlich, und die Anmerkungen zum Text im Anhang bieten eine wertvolle Hilfe zum Verständnis. Nicht ganz überzeugend sind die Spielereien mit der Bedeutung der Zahl 918, der Anzahl der Hexameter des Gedichtes (S. 148), und weniger gelungen erscheint auch das Glossar (S. 401—415), das durch die zahlreich angeführten spätlateinischen und kirchenlateinischen Lemmata ein unklares Bild von der Sprache des Gedichtes vermitteln könnte. Zudem sind Stohlmann eine Reihe von Erscheinungen aufgefallen, die in Wirklichkeit gut klassisch sind (so der Ablativus comparationis statt *quam, cupere* mit dem Infinitiv, *extirpare, nec mora* u. a.; das Lemma „Productio in arsi: . . . im Gedicht nicht angewandt“ ist lehrreich, aber gehört nicht ins Glossar). Von diesen Kleinigkeiten abgesehen ist diese Dissertation eine anerkennenswerte und reife Leistung. Begrüßenswert ist auch, daß der Verlag durch die Wahl des Foto-Offsetdruckes den Preis der Arbeit in erschwinglichem Rahmen halten konnte; nach dem Erscheinen von immer mehr bedeutenden Reihen in dieser günstigen Druckart vermögen nur noch sehr unbewegliche Geister ihre Vorurteile gegen sie aufrecht zu erhalten: die Vorteile sind — gerade im Hinblick auf die Verbreitung des Buches bei allen Interessierten — so groß, daß man das weniger schöne Druckbild gern in Kauf nimmt. G. S.

Reynardus Vulpes. De latijnse Reinaert-vertaling van Balduinus Iuvenis, critisch uitgegeven en vertaald door R. B. C. Huygens, Zwolle 1968, Uitgeversmaatschappij W. E. J. Tjeenk Willink, 190 S. — Unter den zahlreichen Bearbeitungen und volkssprachlichen Fassungen des „Roman de Renart“ nimmt die flämische Version von Branche I („Reinaert“) eine besondere Stellung ein. Das aus der ersten Hälfte des 13. Jh. stammende flämische Fuchsepos eines gewissen Willems, der offensichtlich einen ausgeprägten Sinn für Komik und realistische Detailschilderungen besaß, wurde zwischen 1272 und 1279 von Balduinus Iuvenis ins Lateinische übertragen. Der Übersetzer, der vielleicht Kleriker in Brügge war, widmete seinen „Reynardus Vulpes“ dem damaligen Propst von Brügge, Johannes von Flandern. Das weitgehend unbekannte Werk ist jetzt von dem Leidener Mittellateiner R. B. C. Huygens nach dem einzigen Textzeugen, einem Druck von 1473/4, herausgegeben worden. Er hat an vielen Stellen den korrupten Text der Inkunabel verbessert und dabei eine weit glücklichere Hand als die beiden letzten Herausgeber, von denen der eine (Campbell, 1859) den Text nur unvollständig und unkritisch edierte, während der andere (Knorr, 1860) — unterstützt von M. Haupt — zwar nicht wenige Verbesserungen vornahm, aber auf die Inkunabel selbst nicht zurückgriff und somit ebenfalls einen lückenhaften Text bot. Huygens hat ferner das Verhältnis der lateinischen Version zu ihrer flämischen Vorlage untersucht. Er stellt dabei fest, daß die 950 Distichen — abgesehen von dem Prolog und dem Epilog — nur wenig eigene Zusätze des Balduinus enthalten; außerdem gelingt ihm überzeugend der Nachweis, daß Balduinus einen schon kontaminierten Reinaert-Text